

Zusammenfassung des Forschungsworkshops

Sozialwissenschaftliche Perspektiven auf die Urban-Gardening-Bewegung Urban-Gardening-Sommercamp 2026 · Moderation: Dr. Robert Jende (anstiftung)

KI-gestützte (Claude AI) Zusammenfassung des Audiotranskripts der Veranstaltung

Beitrag 1 · Julian Willming: Urbane Gemeinschaftsgärten auf Industriebrachen

Julian Willming forscht an der Fakultät Kulturwissenschaften der Leuphana Universität Lüneburg und ist im Vorstand der Vereinigung für Ökologische Ökonomie.

Beitragstitel: *Die Industriebrache als urbaner Garten? Räumliche Aneignungsprozesse am Beispiel der Freifläche des ehemaligen Kindl-Geländes, Berlin*

Julian Willming führt in seinem Eröffnungsbeitrag auf die Freifläche der ehemaligen [Kindl-Brauerei](#) in Berlin-Neukölln. Das Areal wurde 2015 von der Schweizer [Edith-Maryon-Stiftung](#) gekauft. Heute entstehen dort ein Stadtteilgesundheitszentrum, ein Kunstmuseum, ein NGO-Komplex und das genossenschaftliche Kulturzentrum Vollgut-eG – mit 12 Millionen Euro Förderung und ein Investitionsvolumen von insgesamt 60 Millionen für den Umbau des Gebäudes. Mittendrin: der [Vollguter Gemeinschaftsgarten](#), gegründet 2017.

Methodisches Setting: Drei Jahre teilnehmende Beobachtung und performative Ethnografie

Julian arbeitet an einer ethnografischen Langzeitstudie: über drei Jahre teilnehmende Beobachtung, ergänzt durch performative Ethnografie. Performativ heißt in diesem Zusammenhang: Forschen, indem man selbst eingreift, Interventionen setzt, Konflikte moderiert, Veranstaltungen mitorganisiert. Das Material entsteht aus Alltagsbeobachtungen, täglichen Gesprächen und protokollierten Aushandlungen. Das Ziel der Forschung ist, die soziale Dynamik auf der Freifläche nicht nur festzuhalten, sondern im Kontext des Transformationsprozesses kritisch einzuordnen.

Theoretische Tiefenbohrung: Drei Klassiker im Garten

Julian nutzt drei klassische Theoretiker als Brille, durch die er das Feld liest – betont aber, dass er die wesentlichen Einsichten aus dem Feld selbst herausgezogen hat.

Georg Simmel beschreibt 1903 in „Die Großstädte und das Geistesleben“ die Stadt als Ort hoher Reizdichte und parallel verlaufender Existenzen – Menschen leben dicht beieinander, ohne sich wirklich zu begegnen.

Henri Lefebvre denkt diese Diagnose dialektisch weiter: Die Stadt ist voll von Orten der Begegnung, an denen sich Menschen jedoch nur „auf die Füße trampeln“. Daraus folgt für ihn, dass urbane Differenzen – so verstanden – emanzipatorisch wirken können. Julians Merksatz fasst es zusammen: „Der Stadt fehlt es nicht an Begegnungen, ihr fehlt es an Ankern.“

Michel Foucault schließlich liefert die Begriffe *Heterotopie* (Räume mit eigenen Regeln, in denen „anormale“ Praktiken möglich sind) und *Normalisierung* (das schleichende Erzwingen von Konformität ohne explizite Anordnung). Brachen sind demnach heterotope Räume, an denen Herrschaft und Macht noch nicht (oder anders) ausgebildet sind.

Das soziale Leben einer Brache – und was davon übrigbleibt

Die ethnografische Dichtebeschreibung erzeugt ein anschauliches Panorama des Brachenlebens: westafrikanische Diaspora-Gemeinschaften nutzten den Ort als „Ankunftsort“ und blieben teilweise nach Asyl-Ablehnung auch länger dort. Exzentrische Lebenskünstler*innen heizten Feuertonnen auf Sandhügeln. Raves in den Kellern oder Graffiti Aktionen auf der Freifläche prägten das Areal kurz nach der Schließung der Brauerei im Jahr 2006. Ein „gesetzloser Raum“- so die Stimmen einiger älterer Nachbarn – und genau diese „wilde Mischung“, so die These des Beitrags, hat die Bedingungen für die heutigen sozialen Konstellationen des Gemeinschaftsgartens geschaffen.

Heute treffen sich dort die ältere Generation an Nutzer*innen der Brache und die neue Generation, die vor allem durch den Transformationsprozess mit dem Gelände in Kontakt gekommen ist. Der Vollgutegemeinschaftsgarten und ein dort gegründeter Kiosk fungieren dabei als Orte der Begegnung. Doch das idealisierte Bild – „samstags pflanzen die jungen Familien mit der westafrikanischen Diaspora gemeinsam Tomaten“ – trifft nicht zu. Statt eine eingeschworene Gemeinschaft herrscht, mit Lefebvre gesprochen, produktive Parallelität.

Provokation zum Schluss: Mehr Unordnung wagen?

Ein zentraler Konflikt der Gegenwart liegt in der Spannung zwischen Professionalisierung und Exklusivität. Wenn die Brache zum soziokulturellen Zentrum reift, verschieben sich auch die Normen. Müll, nächtliche Musik, Gaskocher und laut ausgetragene Streitigkeiten „gehen einfach nicht mehr“, um die Außendarstellung des Gartens zu verbessern. Prozesse der Professionalisierung sind dabei in sich widersprüchlich: Wohnungslose werden auf der Freifläche beispielsweise geduldet, doch nur wenn sie sich (wie alle anderen auch) an die Regeln halten. Genau diesen Prozess beschreibt Foucaults Begriff der Normalisierung. Niemand sagt explizit „ihr dürft hier nicht mehr schlafen“. Stattdessen wird das zwischenmenschliche Miteinander durch Regeln und Normen organisiert und legitimiert – und dies an jenem Ort, den die älteren Nachbarn vor Jahren noch als „gesetzlos“ bezeichnet haben.

Julian endet ohne Take-Home-Message, dafür mit einer produktiven Provokation: Sollten urbane Gärten weniger auf Organisation, Kontrolle und Schönheit setzen – und mehr Heterogenität, Konflikt, Transgression und Unvollständigkeit zulassen? Ein Zitat eines älteren Gärtners bringt die Historie des Geländes auf den Punkt:

„Aus mir kriegst du die Brache nicht raus.“

Zentrale Erkenntnisse für den Gemeinschaftsgarten

- **Die Vorgeschichte ist Teil des Neuen.** Wer einen Garten aus einer Brache entwickelt, erbt auch deren soziale Struktur – und sollte sich überlegen, welche „Brachencharaktere“ den Ort prägen.
- **Professionalisierung kann Exklusion produzieren.** Je sichtbarer ein Projekt wird, desto mehr verschieben sich seine Normen – möglicherweise zulasten derjenigen, die den Ort am dringendsten brauchen.
- **Konflikt ist nicht Störung, sondern produktiv.** Wer Konflikte moderiert statt verdrängt, hält die Vielfalt eines Ortes lebendig.
- **Normalisierung passiert leise.** Sie sagt nicht „verboten“, sondern „geht halt nicht mehr“. Ein wachsames Auge auf diese impliziten Verschiebungen lohnt sich – besonders, wenn neue Nachbarschaften, Fördergeber*innen oder Öffentlichkeiten dazukommen.

Beitrag 2 · Lena Franz: Soziale Resilienz im Gemeinschaftsgarten

Lena Franz ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Leibniz-Institut für ökologische Raumentwicklung in Dresden.

Beitragstitel: *Analyse der sozialen Resilienz in Gemeinschaftsgartenprojekten im Hinblick auf die Bewältigung gesellschaftlicher Polarisierung*

Ökologische Dienstleistungen vom Beet in die Gesellschaft

Lena Franz wechselt den Blickwinkel: vom Ort zur Wirkung. Ihre Forschungsfrage nähert sich vom Konzept der *Ecosystem Services* aus und lautet: Kann der Gemeinschaftsgarten als Puffer gegen migrationsbezogene Polarisierung wirken? Methodisch verbindet sie qualitative Interviews mit 13 Mitgliedern, teilnehmende Beobachtung in Workshops und Veranstaltungen und eine ergänzende Nachbarschaftsbefragung (drei Interviews, 13 informelle Gespräche). Als Fall dient der Verein [Internationale Gärten Dresden](#) mit seinen 68 Mitgliedern und einer organisationalen Struktur aus den USA, die seit 2015 den Fokus auf die Integration von Menschen mit Fluchterfahrung legt. Daraus ergibt sich ein Teilnahmeverhältnis von jeweils einem Drittel Einheimische, Geflüchtete und Migrierte. Hinzu kommt eine in der Satzung festgeschriebene 50/50-Aufteilung zwischen Gärtnerei und sozialen Aktivitäten.

Theoretischer Hintergrund: Ökosystemleistungen und Kontakthypothese

Das Konzept der Ecosystem Services stammt aus der Umweltökonomie (Millennium Ecosystem Assessment 2005; europäischer CICES-Standard). Es klassifiziert die „Leistungen“ eines Ökosystems in drei Kategorien: bereitstellende (Nahrung, Energie, Material), regulative (Biodiversität, Klima, Wasserhaushalt) und kulturelle (Bildung,

Erholung, symbolische und spirituelle Werte). Im Beitrag wird diese Brille genutzt, um qualitativ zu erfassen, welche dieser Leistungen die Gärtnernden im Internationalen Garten Dresden tatsächlich wahrnehmen.

Die Kontakthypothese (Allport 1954) besagt, dass Vorurteile zwischen Gruppen durch regelmäßigen Kontakt unter günstigen Bedingungen abgebaut werden können. Die Bedingungen dafür lauten: ein gemütliches Umfeld, regelmäßiger Kontakt, ein gemeinsam verfolgtes Interesse, institutionelle Unterstützung.

Drei Ebenen, drei Hebel

Die Wirkungsanalyse wurde in drei Ebenen gegliedert:

Auf der individuellen Ebene gewinnen die Gärtnernden Selbstwirksamkeit, Kreativität und Optimismus – durch eigene Beete, durch sichtbare Erfolge des eigenen Tuns. Persönlichkeitsentwicklung „im eigenen Beet“, noch ohne soziale Interaktion.

Auf der gemeinschaftlichen Ebene entstehen Vertrauen und Unterstützung über tägliche Gespräche zwischen Nachbarbeeten. Die Themen reichen vom Gärtnerischen bis ins Persönliche – Familie, Alltag, Sorgen. Genau diese alltäglichen, ungeplanten Begegnungen erweisen sich als Kern des sozialen Zusammenhalts im Garten.

Auf der gesellschaftlichen Ebene wirkt schließlich die Kontakthypothese: Stereotype bauen sich ab, und diese veränderte Haltung kann nach außen weitertragen. Diese These lässt sich allerdings nicht so einfach überprüfen.

Push and Pull: Wo es wirkt, wo es scheitert

Ein „Push-and-Pull“-Schema setzt diesen positiven Wirkungen Barrieren entgegen – und diese wiegen strukturell schwer. Der ehrenamtliche Vorstand ist überlastet, Aufgabenweitergabe gelingt kaum. Das Angebot konzentriert sich zu sehr aufs Gärtnerische; durch eine limitierte Verantwortungsübernahme fehlen soziale Angebote jenseits der Beete. Eine homogene kulturelle Gruppe – deutsche Mitglieder einer bestimmten Generation – dominiert räumlich und thematisch.

Werteunterschiede zu Ordnung, Gemeinschaft und Arbeitsmoral werden zum Reibungspunkt – manchmal so, dass Stereotype gerade nicht abgebaut werden, weil eine Person als „doch zu unordentlich“ wahrgenommen wird. Hier wirkt die Kontakthypothese auch umgekehrt: Stereotype können sich verfestigen, wenn eigene Erwartungen und Normvorstellungen zuwidergehandelt wird.

Die ergänzende Nachbarschaftsbefragung – geordnet nach den „vier A's“ Anerkennung, Akzeptanz, Ambivalenz und Ablehnung – konnte bestätigen: Wer den Garten persönlich kennt, sieht ihn überwiegend positiv. Einige Anwohner*innen, die nur durchs Fenster schauen, haben ihre Stereotype hingegen teilweise weiter verhärtet; andere wiederum konnten sie durch kontaktlose Beobachtung abbauen. Kontakt kann funktionieren, aber eher im unmittelbar persönlichen Nahfeld.

Zentrale Erkenntnisse für den Gemeinschaftsgarten

- **Drei Ebenen, drei Hebel.** Wirkung im Garten lässt sich systematisch denken: individuell (Selbstwirksamkeit), gemeinschaftlich (Vertrauensaufbau im Alltag), gesellschaftlich (Vorurteilsabbau durch Kontakt). Wer plant, sollte sich fragen, auf welcher Ebene das eigene Projekt ansetzt.
- **Soziales kommt nicht nebenbei.** Wer Gemeinschaft will, muss Räume und Zeiten jenseits des Gärtnerischen einplanen – und entsprechend Kapazität bereitstellen. Ehrenamtliche Arbeit ist hier oft der Engpass.
- **Die „Mehrheitsgesellschaft“ kann einen Gemeinschaftsgarten dominieren.** Eine kritische Selbstreflexion gilt auch für Vorstände und ältere Stammmitglieder – nicht nur für „die anderen“.
- **Kontakt wirkt – besonders direkter Kontakt.** Nachbar*innen, die nie hereinkommen, können durch ein wachsendes Verständnis für Vorteile und Bereinigung von Vorbehalten, ein positiveres Bild von Migrant*innen gewinnen. Um dieses Verständnis noch weiter zu stärken, hilft eine möglichst offene Tür, die den sozialen Austausch fördert.
- **Strukturelle Barrieren wiegen schwerer als individuelle Befindlichkeiten.** Vorstandsentslastung, Angebotsvielfalt jenseits des Gärtnerischen und Aufmerksamkeit für Gruppendominanz sind die wirksamsten Hebel.

Beitrag 3 · Juliana Hutai: Eigentum, Living Archives und Assemblage

Juliana Hutai ist Soziologin und seit April 2025 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Sonderforschungsbereich „Strukturwandel des Eigentums“ an der Friedrich-Schiller-Universität Jena, wo sie zu urbanen Gärten promoviert.

Beitragstitel: *Labore, Archive und Gefüge – oder: Warum die Gartenforschung Gesellschaftsforschung ist!*

Forschung als Assemblage

Juliana Hutai beginnt mit einer methodischen Geste, die ihr Vorgehen unmittelbar erfahrbar macht: Bereits während der ersten beiden Beiträge hat sie eine Collage begonnen, die das Gesagte sichtbar macht: eine Assemblage als praktizierte Forschungsmethode. Drei Zitate aus ihrer Pilotforschung lässt sie aus dem Publikum vorlesen: ein Paar, das aus Rührung und Empathie den übernommenen Garten der ins Alter gekommenen Vorgänger*innen über ein Zahlenschloss weiter offengehalten hat; eine zweite Person, deren Schrebergarten mit fünf Parteien funktioniert hat, bis die geteilte Verantwortung kippte und „jemand den Hut aufhaben“ musste; und eine dritte, die reflektiert, wie ein hoher Eigentumsanteil mit hohen Selbstansprüchen einhergeht, die mit

Theoretische Tiefenbohrung: Doing Property und Eigentum als Weltbeziehung

Aus den drei Stimmen entwickelt Juliana ihre theoretische Skizze: Eigentum ist mit Gefühlen verflochten – Schuld, Stolz, Verpflichtung. Eigentum ist identitätsstiftend – „mein Buch, mein Sofa, mein Garten“. Und Eigentum lebt zugleich von einer alltäglichen „Eigentumsvergessenheit“: Solange nichts knirscht, fragen wir uns nicht, wem der Gemeinschaftsgarten oder öffentlicher Raum eigentlich gehört.

Als theoretischen Bezug nutzt sie Hartmut Rosas Konzept vom **Eigentum als Weltbeziehung**. Eigentum ist demnach nicht nur ein Rechtsverhältnis zu Dingen, sondern eine spezifische Form, wie wir uns auf die Welt beziehen und welches Verhältnis wir zu den Dingen einnehmen.

Die zentrale These des Beitrags: Eigentum ist nicht statisch, sondern entsteht im Tun – **Doing Property**. Der Begriff geht davon aus, dass Eigentum nicht primär ein juristischer Status, sondern eine soziale Praxis ist: Wir markieren Beete, regeln Zugänge, schließen Tore, geben Zahlencodes weiter, dulden Gäste oder eben nicht. Genau hier werden urbane Gemeinschaftsgärten zum Brennglas, um Gesellschaft zu beobachten. Wenn Zäune fehlen wie beim Allmende-Kontor in Berlin, wenn Beete von außen frei zugänglich sind, wenn Bienen sich nicht an Grenzen halten, dann verschiebt sich die Frage nach dem „Wem gehört was?“ zur Frage nach Sorge, Verantwortung und Verfügen.

Living Archives und Assemblage: Zwei Werkzeuge zum Mitnehmen

Living Archives begreifen urbane Gärten als lebendige Wissensspeicher – zu gärtnerischen wie zu sozialen Praktiken. Sie sind nicht nur Dokumentationen *über* das Wissen, sondern Räume, in denen Wissen *im Tun* entsteht. Die offene Frage: Wie hält man dieses Wissen fest, ohne es allzu sehr festzuschreiben?

Die Assemblage-Analyse versteht den Garten als Gefüge aus heterogenen Elementen – Menschen, Pflanzen, Tieren (erwünschten wie unerwünschten Wühlmäusen), Werkzeugen, Krisen, Stadtfragen. Die Collage wird zur konkreten Form, in der diese Vielfalt sichtbar wird. Wer den Garten als Assemblage denkt, hört auf zu fragen „Wer ist hier wichtig?“ und beginnt zu fragen „Was wirkt hier alles aufeinander ein?“

Zentrale Erkenntnisse für den Gemeinschaftsgarten

- **Doing Property im Alltag wahrnehmen.** Jedes Schloss, jeder Code, jede Pachtquittung ist eine Eigentumsentscheidung. Bewusste Gestaltung beginnt damit, sie zu erkennen.
- **Eigentumsbiografien teilen.** Was haben die Mitglieder eines Gartens über Eigentum gelernt? Wo unterscheiden sich ihre Erfahrungen? Das macht implizite Konflikte sichtbar.
- **Wissen festhalten – oder bewusst nicht.** Verschriftlichung schafft Zugänglichkeit und Aneignungsrisiken zugleich.

- **Eigentumsvergessenheit aktiv durchbrechen.** Wer fragt mindestens einmal im Jahr: Wem gehört unser Boden eigentlich? Welche Risiken bestehen? Welche Allianzen sind nötig, um zu bleiben?
- **Ackersyndikate und gemeinnützige Stiftungen kennen.** Es gibt Modelle, Flächen dem Markt zu entziehen – zum Beispiel die [Stiftung Edith Maryon](#), die Grundstücke gezielt Spekulationen entzieht und diese für gemeinschaftliche Nutzungen zur Verfügung stellt.

Fazit · Der rote Faden: ein Kampf um Ordnung

Am Ende konnte ein roter Faden herausgezogen werden: der Kampf um Ordnung bzw. um Ordnungsvorstellungen. Im ersten Beitrag erscheint Ordnung als Aushandlung verschiedener Ordnungskulturen auf einer Brache, die sich schrittweise „normalisierend“ in ein soziokulturelles Zentrum verwandelt. Wessen Ordnung setzt sich durch, wessen Praxis hat Bleiberecht? Im zweiten Beitrag wird Ordnung zur Leitkultur: deutsche Ordnung und Arbeitsmoral als Kriterium, an dem Menschen mit Migrationsgeschichte gemessen werden – manchmal anerkennend, manchmal ablehnend. Im dritten Beitrag wird Ordnung zur Eigentumsfrage: Wem gehört die Fläche, wem das Wissen, wem der Boden? Und wie lassen sich starre Eigentumsordnungen verflüssigen, in geteilte, gemeinschaftliche Formen gießen?

Drei weitere Erkenntnisse

Erstens: Das Methodische ist nicht trennbar vom Inhaltlichen. In allen drei Beiträgen wurde sichtbar, dass die Wahl der Methode – performative Ethnografie, fragebogengestützte Interviews, Assemblage und Living Archives – mitbestimmt, was man im Garten überhaupt sehen kann. Wer mit dem Begriff der *Ecosystem Services* in den Garten spaziert, sieht andere Dinge als jemand, der nach *Doing Property* oder nach Normalisierungsprozeduren Ausschau hält.

Zweitens: Der Garten ist kein idyllischer Rückzugsort, sondern ein dichter Verhandlungsraum. Brachen-Subkultur und NGO-Professionalität, deutsche Arbeitsmoral und migrantische Grillrunde, Ackersyndikat und Spekulationsfläche – die Reibungen sind nicht Störung, sondern Ausgangspunkt, an dem Gemeinschaft entsteht oder scheitert.

Drittens: Eigentum macht den Unterschied. Die „Stiftung Edith Maryon“ illustriert, dass die Möglichkeit zur Bracheaneignung und das Überleben von Gemeinschaftsgärten in städtischen Lagen wesentlich von Eigentumsstrukturen abhängt, die im Alltag der Gärtner*innen oft unsichtbar bleiben. Wo keine kapitalstarke gemeinwohlorientierte Institution einspringt, gilt: *Doing Property* auf einer Spekulationsfläche ist meistens auf Zeit.

